

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

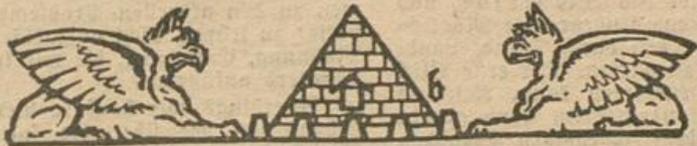
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

27.9.1931 (No. 39)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 39



27. Sept. 1931

Emma Mayer / Die Killes von Aue

Manche kennen jenes stille Feld mitten im Durlacher Wald, das nach den „Killes“ benannt ist: das „Killsfeld“. Wer aber sind diese Killes?

Ursprünglich war das Killesfeld ein namenloser Teil des Auener Hinterfeldes, das auch Winter- oder Unterfeld hieß. In den Jahren 1606–1617 ließ Markgraf Georg Friedrich in dem sandigen Gelände Kaninchen aussäen und hegen^{*)}. Vielleicht hatte er sie auf seinen weiten Reisen als Wildpret und Pelzträger schätzen gelernt. Jedenfalls wollte er den Jagdreichtum des heimlichen Waldes durch diese Tiere vermehren; denn Georg Friedrich war nicht nur ein wegen „heldenmäßiger Tapferkeit“ bekannter Kriegsheld, sondern auch ein leidenschaftlicher Jäger, der „das Jagen, Bezgen, Hezen und in summa das Wandtwerch . . . geliebet“, wie 1633 eine Gedächtnisrede von ihm berichtet.

Von Beginn des Dreißigjährigen Krieges an waren dem Markgrafen andere Jagdgründe bestimmt, die Mut und Gedanken voll auf in Anspruch nahmen, so daß er des Kaninchenjagens im Auener Hinterfeld vergaß. Aber die Kaninchen blieben da und mehrten sich mit der ihnen eigenen Fruchtbarkeit, und während Krieg die Markgrafschaft verwüstete, zerstörten sie nach ihren Kräften das Gebiet, das ihnen erreichbar war.

Die Auener lernten sie kennen und fürchten. Sie nannten die Kaninchen Killes, Killeles oder Killes, Killeles, auch Küll- oder Külleles. (lat.: cuniculus, daraus „Kaninchen“ und „Küllen“ oder „Küllele“). Bald hießen nicht nur die beiden Morgen Feld, die als Garten für sie eingefast waren, sondern auch die nächsten Aecker, ja das ganze ausgerodete Gebiet nach ihnen das Killes-, Killeles- oder Killesfeld, als seien die Killes Herren des Feldes gewesen.

Tatsächlich wußte man in jenen Zeiten nicht, wem es gehörte: ob den Bauern, die pflügten und säten, oder den Soldaten, die meist ernteten, oder aber den Hasen, die fraßen, was noch da war. Kein Bauer konnte seine eigenen Aecker selbst pünktlich zeigen, weil „die Marksteine durch den langwährigen Krieg und darauf gefolger Ausreithung (Ausrodung) ziemlichen Theils verlohren gegangen“ waren, — so berichtet eine Kunde vom Killesfeld des 17. Jahrhunderts. Nur die Killes wußten, was ihnen nun über 80 Jahre gehörte, und das hielten sie fest; kümmerten sich auch nicht um die neuen Grenzen, die Markgraf Karl Wilhelm im Killesfeld ziehen ließ.

Nach dem Frieden von Rastatt und Baden, der im Jahre 1714 den Spanischen Erbfolgekrieg beendete, begann von fürstlicher Seite der Kleinkrieg gegen die Killes von Aue. Renovator und Rechnungsrat Bauer durchforschte mit Wilhelm Schumm, Gabriel Waag, dem Stadtbaumeister Hans Frohmüller und Michel Kiefer, dem Schulmeister von Aue, die alten Pundbücher und Pfundzettel und das Gebiet selbst, um alle Eigentümer im „so genannten Killesfeld hinter dem Dörflein Au“ festzustellen. Die

Bauern bekamen ihre Aecker nicht mehr „in 101 verschiedenen Stücken“, sondern im nördlichen Teil des Feldes, während sich der Markgraf den südlichen vorbehielt.

Sollte man es für möglich halten, daß die Killes weder vor der „überzweg geraden linea“, der Grenze zwischen markgräflichen und bauerlichen Aeckern, noch vor den herrschaftlich signierten Steinen am Wald Halt machten! Sie saßen und fraßen, wo es auch war. Von den fürstlichen Feldern heißt es in einem Gutachten: „total ruiniert“, von den bauerlichen: „angeblümt gewesen und mehrtheils durch die Küllehasen abgeätzt und verlohren“. Erst fand man in der Nachbarschaft des Killesfelds einige „Küllins-Bäu“, dann wurde auch hier 1723 die Ernte „fast völlig verderbt“. Verzweiflung spricht aus einer Klageschrift der Bürger von Aue: dem Uebel ist fast nicht mehr zu steuern, „allermaßen diese Thier sich solchergehalten häufen und multiplizieren, daß sie bereits bis in den Flecken kommen und sich darinnen einnisten.“

Während die Killes also schwelgten, fristeten die Bauern mühsam ihr Leben. Kaum noch reichte der Ertrag der Felder zum kärglichen Brot. Manche liehen das Saatgut bei der fürstlichen Kellerei und mußten es nach der Ernte mit Vergütung zurückgeben. Wie da noch die Abgaben an die Herrschaft entrichteten! Ihre Bitten um Schadenersatz erfüllte der Markgraf auf verschiedene Weise. Einmal erließ er Gült oder Schagung, ein andermal vergütete er den „Bauerlohn“, dann das Saatgut. Einer, der ein „neu Haus in Carlsruhe“ bauen wollte, sollte durch eine „Gnad von Wein erfreut“ werden. Wirklich ließ ihm Karl Wilhelm aus seinem „Speicher von dem daselbstigen Hochburgischen gestrichenen geringen Wein zu einer Ergöcklichkeit Ein Fuder Neuen Wein verabsolgen.“

Die Killes erreichten tatsächlich, daß einige Auener ihre Aecker verkauften, zuerst freiwillig, dann gezwungen. Zu einem „leidentlichen Anschlag“ erwarb sie Karl Wilhelm. Vom Kaufgeld zog man die Schulden der Verkäufer ab: Schagung, oft von mehreren Jahren, Heiratsgeld, oder „schuldige Straff für Fehler, in der Trundtheit begangen“.

Wohl aus verschiedenen Gründen ging der Markgraf von 1723 an zielbewußt darauf aus, das ganze Killesfeld aufzukaufen. Man lud die Besitzer von Aeckern im „Küllefeld“ vor und stellte sie vor die Wahl: entweder die Felder verkaufen oder sie umtauschen gegen Dedland! Wäre der Verlust durch die Killes nicht so ungehener groß, die Zeit nicht so „geldknapp“ gewesen, sie hätten wohl alle abgelehnt wie ein Fritz Giesin, der alles abschlug, weil er ein Bauer bleiben wollte, und das schien ihm ohne Land im Killesfeld nicht möglich.

Denen, die noch nicht verkauften, wurde „beditten“, daß sie „bey solcher Bewandfame und bezeugenderfalls Hallstarrigkeit“ den Schaden durch die Killes selbst zu tragen hätten. In diesen „nahrungslosen und geldklemmen Zeiten“ veräußerte sogar jener Fritz Giesin seine acht Morgen im Killesfeld, aber nicht aus Furcht vor des Markgrafen Gebot, sondern aus großer Not: nach Abzug

^{*)} Nach Archivalien des Bad. General-Landesarchivs Karlsruhe: val. besonders Bevaue 320 f., dazu „Alten, das Cammergut Killesfeld betr.“

aller Schulden blieben ihm noch ganze sieben Gulden, 46 Kreuzer, drei Pfennig. Er aber war kein Bauer mehr.

Durch die vielen Käufe und Entschädigungen geriet die Amtskellerei Durlach in Zahlungsschwierigkeiten. Die Landschreiberei in Karlsruhe wurde beauftragt, „die Gelder um so ebender und uss fürderjamste baar herzuschicken, als E. H. Durchlaucht sonst in allen Audienztagen von berührten Auener und Wolfartsweierern Untertanen leutig ditzfalls angeloffen werden dörrfsten“.

Am 21. Januar 1724 war Markgraf Karl Wilhelm Alleinherr des Killesfeldes. Renovator Bauer erhielt Befehl, das Feld auszumessen, zu beschreiben und die Beschreibung mit den „Diäten-Zetteln“ sofort an die Rent-Kammer zu senden. „Keine großen Unkosten machen, sonsten Wir sie nicht werden passieren lassen“, fügte Karl Wilhelm dem Auftrag bei. Die „sämbtlichen verordneten Umhgänger und Feldmesser zu Durlach“ vollzogen die Umsteinerung. Zweifel wegen einer Sandgrube an der Grenze entschied

der Markgraf dahin, daß die Stadt Durlach „im ruhigen Besitz und Genuß“ der Grube zu lassen sei.

Das Killesfeld war eingegrenzt, nicht aber die Killesnot! Unfassbar viele Frondienste erforderten die Jagden auf dem Killesfeld. Doch die Dienste, „so sie der Killesin wegen auch sogar ieweilen bei Nacht und in ziemlicher Anzahl der Handfröhner zu prästieren hatten“, verrichteten die Auener mit persönlicher Teilnahme — galt es doch, den Erbfeind zu bekämpfen.

Wohl erst, als Markgraf Karl Wilhelm gestorben war (1738), ging man ernstlich daran, die Killes auszurotten. 1747 war das ganze Killesfeld an die Auener Bürger verpachtet: die Herrschaft der Killes war vorüber.

Brot und Aeder hatten die Killes den Auenern geraubt. Merkwürdig, daß ihre Laten vergessen wurden und nur der Name blieb, den sie ihren einstigen Jagdgründen gaben.

Reinhold Wetter / Zur Theaterkrise

II. Schluß.

3. Theater und Kino.

Ein Vergleich mit dem Kino soll das Gesagte weiter erhellen.

Hier der lebendige Mensch, der die künstlerische Wirklichkeit zur Natur gestaltet, mit allen natürlichen Ausdrucksmitteln des Menschen. Dort das mechanisch bewegte Bild, der mechanisch wiedergegebene Laut. Niemals aber wird der lebendige Mensch durch ein Bild ersetzt, oder auch: immer bleibt das Bild Ersatz, und also mangelhaft im Vergleich zum Echten. Unbegrenzte Möglichkeiten sind aber dem bewegten Bild gegeben durch Szene, Landschaft, Dekoration, Masse, Kostüm usw. zu wirken. Der erste Blick zeigt, daß das Theater hier nicht konkurrieren kann. Nein, es will, richtig verstanden, hier nicht konkurrieren, denn gerade Dekoration, Szenenbild, alles, was dem lebendigen Menschen äußerlich beigegeben wird, gewinnt sinngemäß im Theater nur insofern überhaupt Bedeutung, als es das Interesse und Verständnis der Zuschauer für die Leistung des Schauspielers erhöht. Im Gegensatz hierzu ist die „schauspielerische Handlung“ im Kino künstlerisch unwesentlich. Wohlverstanden: es handelt sich hier nicht um die Formulierung von Werturteilen, sondern ganz allein um die Feststellung tatsächlicher Besonderheiten, aus denen wir auf eigene Aufgaben der beiden Kunstarten schließen.

Eines darf hier zu erwähnen nicht vergessen werden. Es ist gewiß, daß der Film und insbesondere die Zeitlupe den Blick für den leiblichen Ausdruck des Seelischen außerordentlich zu schulen vermag. Dieselbe Erscheinung, die wir häufig sich darin äußern sehen, daß die Schönheit einer Landschaft oder eines Kunstwerks auf Photographien leichter erkannt wird, als in Wirklichkeit. Das Bild als Erziehungsmittel zum Sehen — hier ist eine große allgemeine Aufgabe für den Film und zugleich seine positive Beziehung zum Theater, soweit es sich um das „verstehende“ Sehen des Menschen handelt.

4. Theater und Dichtung.

Der Schauspieler, der Kern des Theaters, so fahren wir nun in unserer Betrachtung fort, erhält seine Aufgaben vom dramatischen Dichter.

Das Theater fordert! Das ist sein gutes Recht. Seine Forderung hat auf stärkste Ausnutzung seiner eigentlichen, wesentlichen Wirkungsmöglichkeiten zu lauten.

Es fordert für den heutigen Schauspieler, von dessen spezieller Leistung wir uns zuvor ein Bild gemacht haben. Es fordert für ihn nicht als Rezitator, sondern als Menschendarsteller. In der schauspielerischen Darstellung wirken nur Menschen, die sich äußern; wiederum am wirksamsten äußert sich der aktive, der (gezwungen oder freiwillig) wollende, handelnde Mensch, seine Spannungen, Freuden und Leidenschaften treten am heftigsten in Tat, Wort oder Geste in Erscheinung. Am meisten dann, wenn er zusammenstößt mit seinem Gegenwillen. Erst im Zusammenprall der Gegensätze, im Austrag des Kampfes erklimmt die Darstellung menschlichen Willens ihre Höhe. So präzisieren sich die Wünsche des Schauspielers bis zur Forderung des Gegenpielers.

Diese hier zuletzt bezeichnete Forderung gewinnt, von der Seite des Zuschauers her gesehen, eine überraschend verschiedenartige Bedeutung. Im Zuschauer nämlich erweckt der Anblick eines bestimmt gerichteten menschlichen Willens das notwendige Verlangen nach dem Gegensatz, zur Herstellung menschlicher Totalität, die nur durch Polarität, Gegensätzlichkeit, vorgestellt werden kann. „Die Bretter bedeuten die Welt“, in diesem Wort ist die Forderung des Zuschauers nach Totalität enthalten. Man hat sinngemäß zu ergänzen: das Spiel auf den Brettern bedeutet die Menschheit. Eine Abrundung, Vollständigkeit, Ganzheit fordert der Zuschauer aus organischem Geseh, wie das Auge beim Eindruck „rot“, „grün“ fordert und herstellt. Und wie die Natur den Eindruck der Ganzheit durch Gegensatz hervorbringt, so hat der Dramatiker die Vollständigkeit des Menschlichen durch Gegensätze zu umfassen, die alle Zwischenstufen einschließen.

Die formalen Forderungen, welche das Theater berechtigter Weise an den Dramatiker stellt, sind hiermit für unsere Zwecke

genügend angedeutet. Zusammengefaßt lauten sie: Plastizität, Aktivität, Gegensätzlichkeit und Totalität der Menschenbarstellung.

Wie? Und das Theater hätte nicht zu fordern, daß der Stoff „zeitgemäß“ sei, daß er dem Publikumsgeschmack entspreche? Jenem Geschmack, der am Kino geschult ist und der etwa die Besucher dem Theater fernhalten könnte, wenn er sein gewohntes, scharfes Gewürz nicht wittert? Das Theater hätte nicht Stellung zu nehmen zu den aktuellen Problemen des Tages, habe keine „Gesinnung“ zu lehren, nicht aufzuklären? Wo bliebe dann die Klärung, Mahnung, Erziehung, die wir selbst als Wirkungsmöglichkeit des Theaters anführten?

Allerdings, wir handeln hier sogar nur von jenem Teil des Schauspiels, der über die spielerische Unterhaltung hinausgeht. Wir fordern gerade das echte, das dichterische Theater der Zeit. Und darum müssen die eigenmächtigen inhaltlichen Forderungen des Theaters hier aufhören, und beginnen muß der Dienst an der Dichtung.

Wir haben ein „Zeittheater“ erlebt (dürfte man davon schweigen!), das aktuelle Probleme behandelte, intellektuelle Lösungen menschlicher Fragen zu propagieren suchte. Weiß man nicht mehr, daß jede intellektuelle Lösung menschlicher Probleme in ihr Gegenteil umzuschlagen dauernd Gefahr läuft, dieses Gegenteil selbst weckt und zur Wehr ruft, weil der Mensch stets zwischen zwei Polen lebt? Menschliche Fragen werden nur individuell durch Empfindung gelöst (wobei es gleichgültig ist, ob es sich um einzelne Menschen oder Gruppen handelt), nie mit allgemeiner Gälligkeit. Jede Lösung und keine ist richtig. Was das Reportage-Theater geleistet hat, hat jede Zeitung besser geleistet.

Darum noch einmal, fordern wir vom Theater Dienst an der Dichtung, die allein dem Theater Menschen, ganze Menschen zur Darstellung aufgibt. Die Lösungen echter Dichtung sind, wie die des Lebens, Lösungen des Herzens. Das innerste geistige Problem des Menschen ist kein intellektuelles, sondern ein sittliches. (Ich wage es, dieses empörende, lächerliche Wort im Zusammenhang mit dem Theater einmal wieder auszusprechen.) Die letzte Frage ist nie: wer hat Recht? sondern: wer hat das rechte Maß.

Alles werdet ein Sügerinne
daß sit ir aware, frouwe Wäze,
er saelic man, der inner lere hat!

Wir steigen hier hinab zu dem ewig ruhenden und dennoch wandelbaren Geheimnis der Jahrtausende, dem Geheimnis des menschlichen Maßes, das sich erfüllt in den Kämpfen der Gegensätze, und dessen sichere Wahrung in allen jähren Anstiegen und Abstürzen das echte Zeichen des lebenden Dichters ist.

Sittlicher Führer seines Volks: das ist der Dichter. Darum erfüllt das Theater nur im Dienst an der Dichtung seine vornehmste Aufgabe am Volk.

Nur ein paar Worte über „Zeitnähe“ und „Zeitferne“ der Dichtung. Die Zeitverbundenheit des Dichters beruht auf innerlichen Zusammenhängen, nicht auf äußeren Merkmalen. Wir haben die Wandlungen in der Auffassung von der Kunst des Schauspielers berührt. Sie waren begründet in Wandlungen der Erfassung des Wesens des lebendigen Menschen. Zeitgebundene Ergebnisse der Wissenschaft spielen hier herin. Durch solche Tatsachen ist der Dichter an seine Zeit gebunden, wenn er nicht selbst ihr vorangeht; auch kann er sich der im Tiefsten aktuellen Problematik seiner Zeit gar nicht entziehen. Diese Problematik ist aber für die Gegenwart nicht begriffen etwa in den Fragen: „Soll Todesstrafe gelten?“ „Ist Abtreibung erlaubt?“ „Ist die Justiz auf dem richtigen Weg?“ „Sind Kriege sinnvoll?“, sondern in einer menschlichen Polarität, die viel weiter und tiefer gereift und dem Dichter aufgibt, nicht ja oder nein zu antworten, nicht unbedingt Sturm zu laufen, sondern menschliche Schicksale zu gestalten. Das innerste menschliche Problem unserer Zeit ist bezeichnet durch die Polarität der Einzelne und die Gemeinschaft, wobei das Problem seinem Sinn nach die Stellung des Einzelnen zu Familie, Gruppe, Volk, aber auch die Stellung eines Kollektivs zu anderen Gruppen einschließt. Das zentrale Problem der Zeit ist somit ein politisches,

wenn dieses Wort einmal wieder so weit gefaßt wird, daß es Gemeinschaftsbildung in jedem Umfange bedeutet.

Der Spielraum ist weit; der Stoff mag hergeholt sein aus dem fernsten Altertum, dennoch kann eine Dichtung „aktuell“ sein, aktueller als Reportage von gestern, wenn der Geist ihrer Gestaltung ein gegenwärtiger ist. Dem echten Theater sind äußerliche Wandlungen der Welt (durch die Technik etwa) nebensächlich und sinnvoller Weise beinahe unzugänglich (denn die Szene ist nur Hissmagnahme). Erst die Wandlungen der menschlichen Seele (die hervorgerufen sein können durch die Technik) beeinflussen das Wesen des echten Theaters. Denn seine Aufgabe ist und wird sein: die Darstellung des Menschen, dessen innerste Natur eine sittliche ist, in welche Welt er auch geboren wurde.

Weshalb Sturm laufen gegen veraltete Ordnungen? Begründet die neue Sittlichkeit! Dann wachsen neue Ordnungen und die alten toten werden abfallen wie das Laub im Herbst . . .

Wie höre ich da? Es gibt keine dramatischen Dichter unter uns? Mag sein, daß kein Shakespeare oder Schiller lebt. Aber Dichter leben, dramatische Dichter von Begabung und Talent. Ihre Stücke werden nicht gespielt. Das Theater will sie nicht — es wählt die Arbeiten der Reporter.

Meine Herren! Die Ausrede der notwendigen Rücksichtnahme auf die Parteipolitik ist zusammengebrochen! Bestimmen Sie sich auf eine neue! Der Staat und die Stadt werden keine (erheblichen) Zuschüsse mehr leisten können. —

4. Theater und Publikum.

„Das Publikum verlangt“ ist das zweite Wort jedes Theaterleiters. Gewiß, jedes Publikum verlangt Unterhaltung. Aber es verlangt sinnvoller Weise Unterhaltung, wie sie dem Wesen des Theaters entspricht. Andernfalls mag es ins Kino, Kabarett oder zur Revue gehen. Im Theater soll man die Unterhaltung finden, die man nur im Theater finden kann: Die Darstellung echter dramatischer Dichtung.

Eine Konkurrenz Kino-Theater besteht nur insofern, als ein Teil der Theaterbesucher nicht um des Theaters willen im Theater sitzt. In Verleugnung seines eigensten Wesens hat das Theater sich fälschlich auf eine Konkurrenz mit dem Kino (usw.) eingelassen. Auf Täuschungen baut man keine wesentliche Existenz auf. Das Theater bestimme sich auf sein eigenes Wesen und sei ihm treu, dann allein wird es einen Kreis um sich sammeln, der wirklich aus Liebhabern des Theaters besteht; heute bleiben sie größtenteils fern, weil da nicht mehr zu finden ist, was sie suchen. Wie groß dieser Kreis sein wird, weiß zunächst niemand; er wird zur Durchführung des Schauspiels bei sparsamer Arbeit bestimmt ausreichen und täglich wachsen, wenn man mit äußerstem Aufgebot aller Kräfte die Linie einhält: Dienst an der dramatischen Dichtung.

So erst läßt das Theater seine höchste Kraft wirken: die Kraft menschliche Gemeinschaft zu bilden. Dann würde es endlich wieder dahin kommen, daß sich um den Dichter nicht ein Publikum, sondern: sein Volk versammelte.

5. Spielplan.

Der Spielplan einer nach solchen Grundsätzen geleiteten Bühne hätte, außer bewährten Unterhaltungs- und Kasinstücken, in der Hauptsache aus Uraufführungen, in zweiter Linie aus wenigen Erstaufführungen wertvoller, anderweit erprobter Werke und wenigen klassischen Dramatikern der Weltliteratur zu bestehen.

Das dichterische Experiment ist tausendmal mehr wert als das szenische. Darum nochmals: obgleich kein Shakespeare unter uns leben mag und auch kein Schiller: spielt Dichter (nicht Reporter und nicht Techniker).

6. Theaterleitung.

Dann geht es allerdings nicht mehr an, daß eine Provinzbühne die zu spielenden Stücke immer nur von den Bühnen der Hauptstädte übernimmt. Dann ist die selbständige geistige Führung der Landestheater zu fordern, die kaum irgendwo noch zu bemerken ist.

Aufgabe des Theaters im heutigen Deutschland ist die Teilnahme am Aufbau der neuen sittlichen Welt; Teilnahme am geistigen Aufbau des deutschen Volkstums. Allein dadurch wird das Theater seine wahre Bedeutung für das geistige Leben des Volkes zurückgewinnen; allein dadurch wird es Theater bleiben, nicht zum Kabarett, zur Revue herabsinken.

Weiter eines solchen Theaters, das der Menschendarstellung zu dienen hat, kann nur ein Mann sein, der weiß, daß das Wesen der Menschen sittlicher Natur ist. Nur ein solcher wird es vermögen, aus eigener Kraft zu seiner eigensten Bestimmung zurück- und zur höchsten geistigen Wirksamkeit hinzuführen.

Gelingt es dem Theater nicht, durch die Führung geistig aktiver Bühnenleiter die ihm gestellten wesentlichen Aufgaben aufzugreifen und zu erfüllen, so wird das Theater zukünftig noch sein: ein langweiliger dürftiger Kino-Erjak, ödes Kabarett, fade Revue oder ein aufgeblasenes Nachrichtenbüro, das alle Tatsachen verzerrt weitergibt.

Die erwungene wirtschaftliche Selbständigkeit kann die Grundlage auch zur geistigen Gesundung sein, dann, wenn sie zur Bestimmung führt und hierdurch zu geistiger Aktivität im Sinne des wiedererkannten, echten Wesens. Erreicht ist durch die Not unerwartet rasch die Freiheit des Theaters von jeder Parteipolitik. Weiter voran durch Einfluß, Führung, Mehrarbeit! Ohne Seitenblick auf baldigen Erwerb, aus Liebe zur großen Aufgabe . . .

Es gilt, sich wieder einmal einzurichten zu freiem, ehrlichem Dienst an der Kunst, die selbst, in ihren echten Gestalten, nie anderem gedient hat, als dem lebendigen Geist, der in uns allen ist.

Neune Fath-Kaiser / Nur ein kleines Erlebnis / Novelle

Der sympathische Bierziger schob den Römer ein wenig zurück und sagte: „Nein, meine Herren, ein Kindheits- oder Jugenderlebnis, das bestimmend auf meine Berufswahl eingewirkt hätte, kann ich Ihnen nicht berichten. Mein Vater war Schlosser, und Neigung und Wille zum Maschinenbauer sind wohl schon mit mir geboren worden. Aber vielleicht darf ich Ihnen ein anderes Ergebnis erzählen, das in nächster Beziehung, wenn nicht zu meiner Berufswahl, aber zu meiner Berufsausübung, ja zu meiner ganzen Lebensauffassung steht. Wie Sie wissen, finde ich mich zu meinem großen Mißvergnügen immer wieder im Brennpunkt der gegenwärtigsten Gedankengänge. Die einen reklamieren mich in einer Weise, die meine innere wie äußere Unabhängigkeit ver-gewaltigt, als Vorspann ihrer Sache, die andern beiseiden mich . . . nicht nur als Gegner, der ich gar nicht bin, sondern als schmach-beladenem Apostaten. Ich freue mich, daß dieser Abend mir Gelegenheit gibt, einmal in einem Kreise vernünftiger und in ihrer Lebenssphäre einflussreicher Männer klar und offen meine Anschauung der Dinge zu entwickeln. Ich will Ihnen darlegen, wie ich dazu kam, in meinem Wirkungsbereich die Interessen meiner Arbeiter mehr als es sonst üblich ist, zu den meinigen zu machen.“

Er hielt inne und sah einen Augenblick veronnen auf die an der Tischkante ausgespreiteten Finger, als zähle er an ihnen die Jahre zurück. Ein Widerschein der Jugend brach aus verschütteten Brunnen und überstrahlte sein Gesicht. Dann begann er, sich langsam rückwärts tastend, die Erzählung.

„An einem März-morgen, ich zählte damals sechzehn Jahre, weckte mich das Feueralarm, dessen durchdringender Warnungsschrei sogar den festen Schlaf der Jugend zerreiht. Das erste Gefühl: angstvolles Fragen „Wo?“ schreckte mich aus dem Bett, ließ mich um mich spähen, die Luft prüfend einziehen. Nein, keine Gefahr, geruhiges Dunkel umschloß, der reine Atem der Winterluft umspülte mich. Jetzt aber schwang vom Münsterturm her der klagend schaurige Einklang der Notglocke zum Zeichen, daß im Stadtbezirk ein Großfeuer ausgebrochen sei. Der anfängliche Schrecken war in meiner Seele rasch von einer fast gierigen Spannung abgelöst worden. Die Jugend rennt ja jedem neuen Erlebnis mit so großer Ungebild entgegen, weil sie von jeder erwachenden Morgenröte das tief ersehnte Wunder erwartet, während das Alter sich demütig duckt, um sich dem Schicksal nicht bemerkbar zu machen, im schmerzverhärteten Wissen, daß seine Gaben Rauchgifte sind. Die Jugend sucht nur den Rausch, das Alter hat die Verwüstung

des Giftes erfahren . . . Mich erfüllte an jenem Morgen ganz freudige Ungebild, der gleichsam nur pflichtweise ein wenig Mitleid zugemischt war. Ich riß das Fenster auf, beugte mich weit hinaus und versank mit jedem Sinn in der prachtvollen Feuerhöhe, die vom östlichen Horizont her bis in die Himmelsmitte hinaufschlug und wie eine Hymne intensiven Lebens in die schlafdunkle und kalte Winternacht hineinbrach. Auf den Straßen keimte ein seltsam geistiges Leben, Fenster öffneten sich, weiße Gestalten beugten sich spähend hinaus, da und dort ging eine Haustüre, dunkle Schatten raunten vorüber, das blasse Licht der Straßenlampen wurde da und dort von einem Feuerwehrhelm funkelnd zurückgestoßen. Hastige Fragen, eilige Antworten zuckten hin und her. „Das Sägewerk brennt!“

Die Erlebnislust schoß in mich ein wie ein ins Ziel gelangter Pfeil, ich stürzte in meine Kleider, holte mir bei den Eltern die nötige Erlaubnis und stand im Nu auf der Straße. Fröstelnd schauerte ich zusammen, die Morgenbrise des frühen März strich mir wie eine scharfe Bürste über das Gesicht, die erste Feuchte sich langsam verdichtenden Nebels kroch von der glitschigen Straße in meine Beine hinauf, prallte von den dünnsten Häuserwänden auf mich zurück, sank von dem schwarzgrauen Westhimmel lauten auf mich herab. Einen Augenblick kam mich die Versuchung an, in die köstliche Wärme und Weichheit meines Bettes zurückzuliegen, das war schnell überwunden und ich stürmte vorwärts, der immer greller und feuriger auflodernden Rote entgegen.

Die Straße war zuerst fast unbelebt, die Feuerwehr und die Bewohner dieses Stadtteiles, die Hefermühle oder Neugierde trieb, mußten bereits am Brandplatz sein; da ich die ganze Länge der Stadt durchqueren mußte, befand ich mich wohl in der letzten Nachhut. Ja, nun schien es sogar, als kämen die ersten Heimkehrenden vom Brandplatz zurück; erst vereinzelt, dann in immer größeren Gruppen eilten fröstelnd in ihre Tücher gewickelte Mädchen, dazwischen ein paar Burtschen, hin und wieder ein älterer Mann an mir vorüber. Ich merkte bald, daß es keine Heimkehrenden sein konnten, jetzt erinnerte ich mich auch, kurz nach dem Feueralarm die Morgenstunde der großen Spinnerei gehört zu haben. Ihr strebten diese Arbeiterinnen augenscheinlich zu. Sie kamen wohl aus der Wohnkolonie, die als ein abgesprengter Stadtteil eine halbstunde entfernt am Abhang des Gebirges lag, hatten sich ein wenig an der Brandstätte verweilt und liefen nun eilig in Furcht

vor dem Zuspätkommen und dem dadurch bedingten Strafpunkt der Fabrik zu.

Ich peitschte mich heftigstes Unbehagen, entsetzter Widerwille. Eine augenblicksstarke, aber mit unerhörter Intensität der Wirklichkeit gespannte Verwandlung überstürzte mich. Ich war eine dieser Arbeiterinnen. Nicht der Sensationsgenuss des nächtlichen Dramas hatte mich zu so dunkler und kalter Stunde aus der wohligen Geborgenheit des gesunden Jugendchlafes emporgeschleudert, nicht die Einmaligkeit dieses Erlebnisses machte auch seine Unbehaglichkeit zum Genuß, harter Zwang, mitleidsloses Mùß zertrümmerte mich Tag für Tag in die eisige Kälte, in die tödlichen Sturmschauer der Winterfrühe. Mein Körper, zwischen Kindheit und Jugend in scharfem Wachstum begriffen, sehnte sich ewig ungesättigt nach guter Nahrung, nach ausreichendem Schlaf, statt dessen rannte ich Morgen für Morgen erst frierend, dann schweißbedeckt den kilometerlangen Weg zur Arbeitsstätte, an meinem Arm schaukelte die Kanne mit dem Morgengetränk, das ich mir in der Fabrik erst aufwärmen mußte. Ah, ich schmeckte sogar die dünne Kaffeebrühe auf angeekelter Zunge. Dann aber schoß gerade so jäh und heftig aus der niederdrückenden Armseligkeit das Bewußtsein meiner wirklichen Daseinsfarbe auf und wirbelte mich in erlöstes Entzücken, in jubelnde Dankbarkeit hinein. Als unbeschreibliches Glück, unverdiente Gnade empfand ich meine Lebensgeborgenheit und die sicheren und schönen Zukunftsaussichten, denen sich meine Jugend entgegenbewegte.

Dies ganze Erleben, Sturz und Hochschwung, umschloß kaum Minuten dauer, aber es war wie ein aus Ewigkeitsweiten geschneelltes Geschoß in die Tiefen meiner Seele gedrungen, wühlte sich immer weiter in die unbewußten urträchtigen Daseinsgründe.

Das tosende, lobende Flammenmeer, das sich über ein großes Holzlager ausgebreitet hatte und in das ich kurz darauf getaucht und fast atemlos starrte, drängte für den Augenblick das geheimnisvolle Erlebnis wohl ganz aus meinem Bewußtsein, verband sich dann aber in der Erinnerung wieder in eigentümlicher Weise damit, in der Art, daß vom Hintergrund des schaurig-schönen Brandes mit seiner elementaren Kraft, Blut und Farbigkeit sich die kleine Straßenszene mit den armelig und frierend durch die nebelseuchte und dunkelkalte Winternacht huschenden Gestalten sich außerordentlich wirksam abhob.

Ich weiß nicht, ob ich es mir im späteren Erinnern nur einbildete oder verhielt es sich tatsächlich so, daß sich seit jener Nacht meine mitleidende Seele den Schicksalen meiner Mitmenschen weiter öffnete, daß ich lernte, fremde Art gewissenhafter zu beurteilen, daß mein Einfühlungsvermögen in fremde Psyche zunahm. Damals freilich wies ich dem kleinen Erlebnis keine Bedeutung zu. Ich sprach zu keinem Menschen davon, es schien

monatelang in mir wie versunken und verschwunden bis irgend ein verwandt anklingendes Begebnis es wieder unter meiner Bewußtseinschwelle hervorzog.

Vielleicht wurde es auch erst ergänzt und abgerundet durch eine neue seelische Erschütterung, die mich überfiel, als ich zum erstenmal in dem Arbeitsaal einer Weberei stand, einem Raum, wie eine Markthalle groß, wirbelnd und zitternd vor der rasenden Umdrehung der Räder und Treibriemen, bröhnend vom Getöse der Maschinen, die wie Ausgeburten höllischer Schöpfungsmißverständnisse die Halle mit gespenstiger Häßlichkeit erfüllten, als ich, betäubt und verwirrt von dem unvorstellbaren Lärm, die Arbeiterinnen wie verdamnte Gnomen vor den flosspeisenden Ungeheuern stehen sah, eine kleine, zerbrechliche Frauenpuppe für je zwei der schwarzen Satansgeburten. Ich hatte das Gefühl: eine Viertelstunde in dieser Hölle und du wirst wahnsinnig! Ich floh, die kleinen Arbeiterinnen blieben.

Ich wurde Ingenieur, Maschinenbauer. Diese schwarzen Gnomen hatten mich mit ihrer Häßlichkeit und ihrer wunderjamem, unfehlbaren Vielseitigkeit ganz in ihren Bann gezogen. Ich wurde sehr vertraut mit den Arbeitsälen der Fabriken, verlernte es bald, sie in meinem Gefühl „Höllchen“ zu nennen. Aber zugleich begriff ich, daß die Gewöhnung an den furchtbaren Lärm zugleich Abstumpfung bedeutete, daß die Bedienung der Maschinen wohl keine schwere und ermüdende, aber eine unfruchtbar einbüßige und wiederum abstumpfende Arbeit war. Dann wollte es die seltsame Fügung des Schicksals, daß ich durch meine Heirat, die Ueberrahme des schwiegerväterlichen Betriebes, selbst zum Fabrikherrn wurde. Ich hatte diese Entwicklung nicht in meinen Zukunftsplänen eingeschlossen, ich trug keinerlei Erlösungs- und Beglückungs Ideen in mir, als ich aber ungewollt derart zur schicksalbestimmenden Macht über viele Menschen wurde, sollte, mußte ich nicht meiner Kenntnis und meinem Verständnis für die Lebensbedingungen der Arbeiter entsprechend handeln?

Der Mensch ist nicht zuerst Arbeitsdiene, sondern vor allem Seelenwesen, Gotteskind. Wäre dem nicht so, stünde er nicht über, sondern unter der Maschine. Das war stets meine Ueberzeugung, sollte ich sie als Fabrikherr um meines Vorteils willen verleugnen?

Der Fabrikant hatte zuletzt in immer schärferem Ton gesprochen. Seine klugen Augen griffen wie blühende Scheinwerfer in die Gesichter seiner Zuhörer, unter denen sich, wie er wohl wußte, auch heimliche Gegner befanden. Mit erstem Nachdruck schloß er jetzt: „Statt über mich herzufallen, als sei ich ein Verbrecher oder Idiot, dürfte mancher sich ein wenig überlegen, wieviel besser es um unser Volk stünde, wenn wir uns daran gewöhnen könnten, statt immer nur den Gegner das Brudergeschöpf in unseren Mitmenschen zu sehen.“

Hermann G. Busse / Die Schalksmahd

Der Bürgermeister Bartlin Regenold hatte neben der großen Zinkenmatte auch noch ein Stück fetter Wiese zum Schnitt bereit. Am gleichen Frühmorgen sah man nun die Knitzinger Straße herauf den Bartlin mit ein paar Mähdern kommen, und den Pfad vom Zinkenhof herab den geizigen Zinkenhofbauern mit seiner Senfmannschaft.

Der Gruß kostet nichts und so hörte man schon von weitem den Geizkragen seinem Bürgermeister ein „Grüß Gott Regenold“ zurufen, was dieser ebenso laut erwiderte. Eine ganze Weile vernahm man darnach nichts mehr als das Sirren und Rauschen von den Sensen und den Schwaden Grases, und die Sonne schien dazu mit liebevoller Wärme auf die feuchten Mannsrücken, daß sie nur so dampften. Das gab Durst und Hunger. Bartlin nun, ein sehr kluger Mann, hielt seine Leute stramm im Zug, aber es hieß bei ihm immer, wer gut schafft, soll auch gut essen. Da sahen sie unterm Apfelbaum am Rain nieder, aßen und tranken und waren guter Dinge.

Als das der Zinkenbauer sah, rief er seinen Mähdern zu, sie sollen niedersitzen, damit der Bürgermeister und seine Leute meinen, es würde auch im Nachbarsfeld gevespert. Aber es freiste weder der Mostkrug, noch bekam das Speckmesser etwas zu schaffen, mit leeren Händen sahen die armen Mähder des reichen Bauern

da und brummen in ihre Wärite. Der Zinkenbauer, dem dies keine süße Musik war, ging ihr glatt aus dem Wege. Seine Mähder sahen mit dem Rücken gegen Regenolds Schar, zu der sich der schlaue Zinkenbauer scheinheilig freundlich gesellt hatte; denn er strich dem Bürgermeister gern ein wenig um den Bart.

Die geprellten Mähder steckten auf einmal die Köpfe nah zusammen. Wer unbeschäftigt ist, kommt leicht auf Ideen, und wenn ein Groll im Busen tobt, ersindet zuweilen sehr wichtige Vorheiten. Dessen wurde der Zinkenbauer gewahr, als er spinnenbeinig über den Graben stieg, die Mähder zur Arbeit zu drängen. Da sah er, daß sie die Sensen abgeschlagen hatten und eifrig mit dem Worb allein zu schwingen begannen im schönen Takt. Und wie sie vorhin hatten tun müssen, als vesperten sie, taten sie jetzt auch nur so, als ob sie mähten.

Dem Bürgermeister Regenold mußte auch etwas aufgefallen sein, und so ging er wie von ungefähr über den Graben, um seinerseits dem Bauern den Besuch von vorhin zu erwidern.

Da sah er die Schälke mit dem Worb mähen, reimte sich das übrige leicht zusammen und ging mit schallendem Gelächter heim, gespannt auf die Gesichter der Honoratioren am Stammtisch im „Faulen Pelz“, wenn er diese neue Geschichte vom geizigen Zinkenhofer noch kuhwarm sozusagen von der Quelle brachte, wie man den Teufel mit dem Beelzebub austreibt.

Alma Maria Schloß / Einsamer Schloßparkweg im Herbst

Bestreut mit goldnen Buchenblättern,
von knorrig alten Bäumen eingesäumt,
in deren sturmzerpellten Zweigen
versunkener Zeiten süßer Zauber träumt.

Horch: manchmal klingt's wie leises Schluchzen,
wenn durch die Zweige fährt des Windes Hand —
als klag' es durch den Traum der Stille —
als stelen Tränen von des Brunnens Rand . . .

Aus grauem Stein ein Brunnenbecken
am End' des Wegs, zernagt vom Zahn der Zeit,
verwittert und von Moos umspinnen —
ein stummer Zeuge einst'ger Herrlichkeit . . .